

## **Die Kultur der Moderne und ihre Gegner**

### **Ulrich Herbert**

*Freiburg 31.10.2018, Ringvorlesung Weimar, Laboratorium der Moderne*

„Kultur der Moderne“ ist ein schillernder Begriff, sowohl was die Kultur als auch was die Moderne betrifft. Kultur im weiteren historischen Sinn ist zunächst das, was nicht Natur ist, also alles, was der Mensch selbst gestaltend hervorbringt. Das geht über einen umgangssprachlichen Begriff, etwa im Sinne von Kunst, Sprache, Wissenschaft, Technik weit hinaus und umfasst das jeweils lebendige Selbstverständnis, den „Zeitgeist“ einer Epoche, die Herrschaftsstruktur einer Gesellschaft, kurz: das für eine Epoche und/oder eine Region Spezifische. So behandelt die Neue Kulturgeschichte vor allem die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster historischer Akteure und Gruppen von sich selbst und ihrer Umwelt.

Die „Moderne“ schillert nicht weniger. Sie umfasst je nach Definition und Fach die Zeit seit 1525 oder 1789 oder 1900. Im Grunde beschreibt sie den säkularen Umbruch gegenüber der Tradition – und zwar in allen Bereichen. Die Industrielle Revolution, die Aufklärung und die Säkularisierung werden hier genannt – aber auch die Durchsetzung der Industriellen Gesellschaft.

„Kultur der Moderne“ wird dann aber zu einem schärfer umrissenen Begriff, wenn man ihn ex negativo betrachtet: Die Kulturkritik, noch stärker: der Kulturpessimismus, wie er sich im 19. Jahrhundert herausbildete und im Übergang zum 20. Jahrhundert an Bedeutung stark gewann, wandte sich gegen Entfremdung und Rationalisierung, gegen die Herrschaft des Geldes, der Technik oder der Medien, gegen den allgemeinen Verfall der Sitten und der Gesellschaft und beschreibt einen unentfremdeten Zustand in einem Goldenen Zeitalter vor diesen Veränderungen. Die Kritik richtete sich eben auf die Kultur der Moderne in einem spezifischen Sinn: auf jene Lebensweise, die mit der Durchsetzung der industriellen, kapitalistischen Gesellschaft verbunden war und zu neuen, oft experimentellen Formen in allen Lebensbereichen führte – von der sozialen und Schichtung und den Geschlechterbeziehungen über Moral, Sitte und das Verständnis von schön und hässlich bis zu Technik, Medien, Kommunikation – und Kunst. Sie war in Deutschland und den USA besonders ausgeprägt – oder auch nur besonders auffällig, weil in diesen Ländern der Umbruch vom traditionellen, oft auch ländlich orientierten Gesellschaftsmodell zur industriellen,

urbanen, eben modernen Welt besonders rasch, heftig und erfolgreich verlaufen war.

Krieg, Nachkriegswirren und Inflation hatten die Struktur der deutschen Gesellschaft von 1918/19 destabilisiert. Der Adel war politisch entmachtet, hatte aber die Hochburgen seines wirtschaftlichen und sozialen Einflusses erhalten können. Das Bildungsbürgertum war während der Inflation um sein Geldvermögen gebracht worden und sah auch seine sozial privilegierte Stellung bedroht. Seine feste Bindung an die bürgerlich-liberalen und nationalen Parteien hatte sich nach 1923 gelockert; das Ressentiment der Kommunalbeamten und Professoren, Studienräte und Staatsanwälte gegenüber der neuen Republik hatte sich noch verstärkt.

Neue Tendenzen offenbarten sich vor allem im sogenannten Kleinbürgertum. Zahl und Bedeutung des „alten“ Mittelstands – Einzelhändler und Handwerker vor allem – nahmen ab. Die neue Gruppe der Angestellten dehnte sich weiter aus. Darin kam die wachsende Zahl der Büroberufe in den großen Unternehmen zum Ausdruck, auch die Expansion der staatlichen Verwaltung. Von Handwerkern oder Geschäftsinhabern unterschieden sich die Angestellten durch ihre Unselbstständigkeit, von den Arbeitern hingegen durch eine Reihe sorgsam gehüteter Privilegien und Distinktionen: Monatsgehälter, mehr Urlaubstage, eigene Versicherungskassen, eigene Interessenverbände. Der Angestellte ( bzw. *die Angestellte*, ein Drittel der Angestellten war weiblich) galt als der „moderne“ Typus des Arbeitnehmers in der Zwischenkriegszeit schlechthin, meist assoziiert mit Großstadt, Großbetrieb und moderner Technik, mit erweiterten Konsummöglichkeiten und großstädtisch orientiertem Freizeitverhalten.



Schreibmaschinen-Lehrgang für weibl. Angestellte



Büroangestellte, ca. 1930

Der Angestellte ( bzw. *die* Angestellte, ein Drittel der Angestellten war weiblich) galt als der „moderne“ Typus des Arbeitnehmers in der Zwischenkriegszeit schlechthin, meist assoziiert mit Großstadt, Großbetrieb und moderner Technik, mit erweiterten Konsummöglichkeiten und großstädtisch orientiertem Freizeitverhalten. Wenn sich solche Attribute tatsächlich auch auf vergleichsweise kleine Gruppen in den Großstädten beschränkten, so war der Angestelltenstatus doch in vieler Hinsicht das erstrebenswerte Ideal eines Großteils auch der Arbeiterbevölkerung, zumindest der jungen Generation. Etwa ein Viertel aller Angestellten stammte aus einer Arbeiterfamilie, und dies galt daher als Beleg für reale Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb zweier Generationen.

Die Arbeiterschaft wiederum (von den Angestellten unterschieden durch körperliche Arbeit, Wochen- oder gar Tageslohn, schlechtere Sozialleistungen) hatte sich zahlenmäßig seit dem Kriege nicht weiter vergrößert; auch die Wanderungsbewegungen von Ost nach West hatten nahezu aufgehört



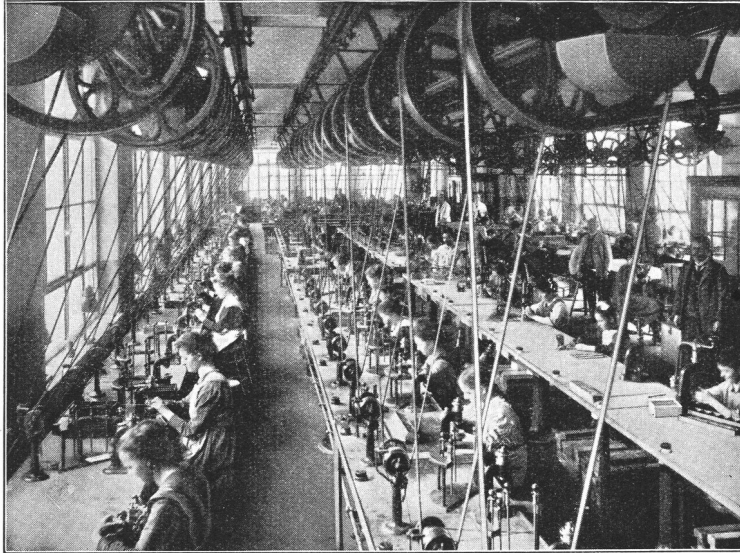
Bauarbeiter, ca. 1930  
3 3

53 Prozent der Männer und 30 Prozent der Frauen, wobei der Agrarsektor hier nicht miteinberechnet ist. Was die Entlohnung anbetraf, so lag ein Industriearbeiter aus Berlin im internationalen Vergleich etwa in der Mitte: Er verdiente mehr als seine Kollegen in Warschau, Prag, Mailand oder Wien – aber weniger als die in London, Amsterdam oder Kopenhagen; zu schweigen von den Arbeitern in Baltimore, deren Reallohn fast dreimal höher war.

Insgesamt verfügten die Arbeiter nach wie vor über erheblich niedrigere Einkommen als die anderen sozialen Großgruppen, aber die Differenzen waren etwas geringer geworden. Während der Weltwirtschaftskrise allerdings sollte sich diese Tendenz wieder umkehren.

Deutlichen Veränderungen unterlag in diesen Jahren vor allem die Frauenerwerbstätigkeit. Das hatte zunächst demographische Gründe: Die geburtenstarken Jahrgänge um 1900 machten sich in den Arbeitsstatistiken bemerkbar. Zugleich nahm auch der Anteil der Erwerbstätigen bei den Frauen zu. So gab es 1925 1,7 Millionen mehr voll-erwerbstätige Frauen als 1907. Etwa jede dritte Frau „ging arbeiten“; wobei der Anteil der Arbeitsstellen in Industrie und im Dienstleistungssektor stieg, derjenige in der Haus- und Landwirtschaft aber zurückging. 1933 waren Frauen zu etwa 40 Prozent in Industrie und im Dienstleistungssektor beschäftigt. Der bereits während des Krieges feststellbare Trend, wonach Industrieunternehmen Bereiche mit serieller Produktion und Fließbandfertigung zunehmend mit un- und angelernten Frauen zu entsprechend niedrigen Löhnen belegten, verstärkte sich in den zwanziger Jahren noch. Fast

drei Viertel der Frauen arbeiteten in solchen Betriebszweigen. Frauen verdienten etwa halb so viel wie die in gleichen Positionen eingesetzten Männer.



Arbeiterinnen, Uhrenfabrik Junghans, 1925

4

Zugleich blieben die geschlechtsspezifischen Grundmuster erstaunlich stabil: Die Erwerbsphase beschränkte sich bei den meisten Frauen auf die kurze Phase zwischen Schulabschluss und Ehe. Es war weiterhin nicht nur üblich, dass Frauen nach der Heirat ihre Erwerbstätigkeit aufgaben, es galt auch als erstrebenswert, denn darin drückte sich aus, dass Verdienst und sozialer Status des Mannes eine Fortsetzung der Erwerbsarbeit nicht erzwangen – nur 20 Prozent der Arbeiterinnen waren verheiratet. Der Aufstieg in die kleine Gruppe der Spitzenpositionen blieb Frauen weitgehend verwehrt – obwohl in der Weimarer Verfassung erstmals die Gleichstellung der Geschlechter festgeschrieben war. Zwar war der Anteil der Mädchen in der höheren Schulbildung deutlich gestiegen, aber in der Regel nur bis zum „Einjährigen“ am Ende der 10. Klasse. Immerhin lag die Zahl der Studentinnen – seit 1908 waren Frauen zum Studium zugelassen – im Jahr 1931 bei 16 Prozent. Um diese Zeit waren in Deutschland etwa 12.000 Frauen in akademischen Berufen tätig, vor allem als Ärztinnen, Rechtsanwältinnen, Gymnasiallehrerinnen; meist in den Großstädten, in der Provinz fand man sie selten. Kurz, im Bereich der Erwerbstätigkeit gerieten die geschlechtlichen Rollenmuster zwar in Bewegung, aber nur in winzigen Schritten.

Im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit für die „Neue Frau“ in den Zwischenkriegsjahren standen die weiblichen Angestellten – die Zahl der

Verkäuferinnen, Bürogehilfinnen, Stenotypistinnen hatte sich seit 1907 verdreifacht.



Telefonistin, um 1930

Dabei galt der kaufmännische Beruf bei den Mädchen als besonders erstrebenswert. Er versprach höheren Status und bessere Arbeitsbedingungen als bei den Verkäuferinnen – nicht aber besseren Verdienst: Etwa die Hälfte der weiblichen Angestellten verdiente weniger als 100 Mark im Monat, kaum mehr als das Existenzminimum. Die allermeisten von ihnen, etwa 90 Prozent, waren ledig und jünger als 25 Jahre. Auch sie folgten dem Rollenideal, mit der Ehe aus dem Beruf auszuscheiden.

Dennoch symbolisierte die Angestellte den neuen, modernen Typ der Frau, der in zahlreichen Zeitschriften und auch auf der politischen Ebene propagiert, verulkt oder abgelehnt, jedenfalls intensiv diskutiert wurde. In der Regel großstädtisch und jung, verkörperte die Angestellte eine gewisse neue weibliche Selbstständigkeit und bildete einen deutlichen Kontrast zu jenem wilhelminischen Frauenbild, als dessen Prototypen die Bäuerin, die verhärmte Arbeiterfrau mit vielen Kindern und die bürgerlich-konservative, dem Erwerbsleben ferne „Gattin“ der besseren Gesellschaft galten. Das schlug sich schon in der äußeren Erscheinung nieder: Während in der Vorkriegszeit die reifere Dame zum Leitbild stilisiert wurde, mit kunstvoll hochgestecktem Haar, weiten Hüten, vielfach gerafften Kleidern, waren die Haare nun kurz, zum „Bubikopf“ geschnitten, mit knabenhafter Silhouette, die Kleider knielang und glatt herunterfallend, der Typus

sportlich. „Kurz, flach, geometrisch, rechteckig – die weibliche Kleidung folgt der Schablone eines Parallelogramms“, wie eine Zeitgenossin in Paris kommentierte.



1077. Collette aus weißem Seide mit Garnitur von harter Gültreidreiecke. Gelbe Knöpfe und Pajemmette.  
1078. Nachmittagscollette aus erdbeerfarbendem Catt mit Kollspalpen und Knopfbesatz.

1910



1926/27

6

Es dominierte eine die Jugendlichkeit und Selbstständigkeit der neuen Frau betonende Mode, deren erotisierende Ausstrahlung durch stark geschminkte Gesichter und Schmuck noch hervorgehoben wurde und die in der nun an Bedeutung stetig zunehmenden „Reklame“ in Zeitschriften und Werbetafeln rasche Verbreitung fand.

Frauen traten nun auch in der Öffentlichkeit in ganz neuen Rollen auf. Sie trieben Sport, fuhren Ski und Auto, spielten Tennis und fuhren Fahrrad. Cilly Aussem, die Wimbledon-Siegerin von 1931, verkörperte diesen Typus; vor allem aber Marlene Dietrich: Frech und mondän, rauchend, in Hosenanzügen wurde sie zum Idol, bis sie 1930 in die USA ging und dort angesichts der politischen Entwicklung in der Heimat auch blieb.



Cilly Aussem

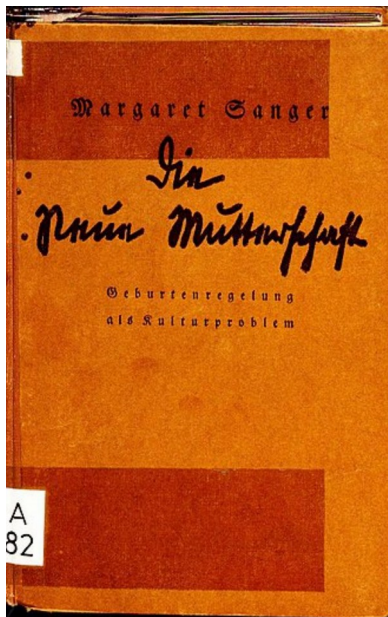


Marlene Dietrich

Für die meisten Frauen der zwanziger Jahre blieben solche Idole ebenso fern ihrer eigenen Alltagswirklichkeit wie die neuen geschlechtlichen Rollenmuster. Aber selbst wenn sie solche Entwürfe für unerreichbar hielten, eröffneten sich dadurch doch auch neue Perspektiven und stellten die eigene Gegenwart in einen anderen Zusammenhang. Das färbte auch auf die familialen Lebensformen ab. Die durchschnittliche Zahl der Kinder pro Ehepaar sank bis zum Ende der zwanziger Jahre auf unter zwei. Mit dem Zuwachs der staatlichen sozialpolitischen Leistungen, insbesondere der Altersrenten, verlor die Familiengründung ihr Monopol bei der generationsübergreifenden Vorsorge. Familienplanung, Geburtenkontrolle und Verhütung – vor dem Kriege außerhalb von lebensreformerischen Gemeinschaften kaum öffentlich behandelte Themen – rückten nun zunehmend in den Mittelpunkt. Auch die Zahl der Abtreibungen stieg an (womöglich aber verbesserte sich auch nur die Grundlage für entsprechende Schätzungen). Gleichwohl stieß die von den Parteien der Arbeiterbewegung, von Frauenverbänden und Sexualreformern betriebene Kampagne zur Lockerung oder Abschaffung der Gesetze zum Verbot von Abtreibungen auf so starken Widerstand der katholischen Kirche, der konservativen und rechten Parteien, dass sie schließlich scheiterte.

Gleichwohl nahm das öffentliche Reden über Geburtenkontrolle, Sexualität und Familienplanung mittlerweile einen viel größeren Raum ein als vor dem Kriege.





Margarete Sanger: Die Neue Mutterschaft. Geburtenregelung als Kulturproblem (1927): Für Geburtenkontrolle, Empfängnisverhütung, Zwangssterilisation und Eugenik

9

Bücher über Aufklärung und Sexualreform fanden reißenden Absatz; der Unterschied zu dem verdrucksten, von Tabus und Doppelmoral gekennzeichneten peinlichen Beschweigen dieser Themen zwanzig Jahre zuvor konnte kaum größer gedacht werden. Es habe sich „vielleicht auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens“, schrieb Stefan Zweig rückblickend, „innerhalb eines einzigen Menschenalters eine so totale Verwandlung vollzogen wie in den Beziehungen der Geschlechter untereinander.“

Auch die Arbeit im eigenen Haushalt begann sich zu verändern. Allerdings muss man hier – wie bei diesen Themen insgesamt - zunächst die Größenordnungen im Auge behalten: Nur sieben Prozent der Wohnungen waren Neubauten, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung und nahezu die gesamte Arbeiterschaft lebten weiterhin in beengten Verhältnissen, meist in Altbauten ohne Bad auf dem Niveau der 1880er und 1890er Jahre.



Aber in den bürgerlichen Haushalten und in den Neubauten waren nun fließendes Wasser, Elektrizität und Gasheizung mehr und mehr die Norm. Elektrische Geräte für den Haushalt – Staubsauger, Bügeleisen, Schleudern, halbautomatische Waschmaschinen und Kühlschränke – begannen sich zu verbreiten.

Die große Neuheit:  
**Miele**  
 Staubsauger  
 Modell 1929  
 mit patentiertem Isoliergehäuse  
 gebaut nach den Servus-Patenten.

Kein Erd- oder Körperschluß, da alle stromführenden Teile von dem Isoliergehäuse eingeschlossen sind.

Hier das Gehäuse aus Isolierstoff D.R.P.



Kassapreis R.M. 140 -  
 Preis bei 12 Monatsraten ..... R.M. 150 -

**Mielewerke A.G.**  
 Gütersloh/Westfalen  
 Über 2000 Beamte und Arbeiter.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften

Originalanzeigen

www.delcampe.net

*Eisfink*

Vollautomatische  
**Kühlschränke**  
 die neuen Modelle  
 sind jetzt lieferbar

Verlangen Sie Prospekt m. vielen Abbildungen  
 und ausführlicher Beschreibung vom Hersteller

ERSTE ASPERGER EISSCHRANKFABRIK  
**Carl Fink, Asperg** (Württ.)



11

Die Technisierung des Haushalts erleichterte den Frauen die Hausarbeit, spiegelte aber auch die leicht steigende Zahl der berufstätigen Hausfrauen, mehr noch die abnehmende Zahl der Dienstmädchen wider. Vor allem aber besaßen die elektrischen Haushaltsgeräte eine enorme Anziehungskraft auch für jene Mehrheit, die sich solches zunächst nicht leisten konnte, und bildeten einen neuen Horizont der Konsumwünsche, die man gewiss nicht sofort, aber, wie man hoffte, doch eines Tages würde befriedigen können.

Mit der Technisierung des Haushalts ging die Forderung nach Rationalisierung und Modernisierung der weiblichen Hausarbeit einer - und zugleich nach einer „fortschrittlichen“, an den Standards wissenschaftlicher Erkenntnisse orientierten privaten Lebensweise insgesamt. Nicht die Zahl der Kinder war demnach entscheidend, sondern dass es sich um gesunde Kinder handelte. Das betraf Hygienestandards ebenso wie Krankheiten und Erziehungsmaßstäbe oder -ziele.



3

Neben das Vexierbild der „Neuen Frau“ trat das Postulat der „Neuen Jugend“ – auch darin spiegelten sich zunächst soziale und demographische Veränderungen. Das Selbstbild der deutschen Gesellschaft war seit den 1880er Jahren radikal verjüngt worden, zwischen Kindheit und Erwachsenenalter war der „Jugendliche“ getreten, der nach eigenen Lebens- und Ausdrucksformen suchte und schnell zum Objekt sozialer, politischer und künstlerischer Phantasien wurde. Der für die Vorkriegsjahre und die Jugendbewegung so typische lyrische Ton der Jugendverherrlichung war auch weiterhin hörbar, aber die Ausgangsbedingungen waren doch erheblich schwieriger geworden. Denn nun strömten die besonders geburtenstarken Jahrgänge um 1900 auf den Arbeitsmarkt und fanden dort vielfach keine Anstellung. Die Jugendarbeitslosigkeit war ein neues, in der industriegesellschaftlichen Entwicklung Deutschlands bis dahin unbekanntes Phänomen, dessen Auswirkungen man fürchtete. „Eckensteher“, „Wilde Cliquen“, „Halbstarke“ – die Befürchtungen, eine ganze Generation vorwiegend städtischer Arbeiterjugend werde verwaist werden, waren im Bürgertum der Nachkriegsjahre verbreitet, und mit der „Sozialpädagogik“ entstand auch eine eigene akademische Disziplin, die sich mit diesem Phänomen beschäftigte und nach Wegen suchte, „verwaisteten“ Jugendlichen zu helfen, sie zu erziehen, zu bessern oder zu disziplinieren. Jenseits solcher Bemühungen aber hatte die republikanische

Nachkriegsgesellschaft den Jugendlichen, die vor verschlossenen Türen und besetzten Stühlen standen, offenbar nicht viel anzubieten; und so war die Distanz der Jugend gegenüber der „Republik der Alten“ ein bereits zeitgenössisch sehr häufig beobachtetes Phänomen.



13

Drei Momente waren es vor allem, welche die Entwicklung der Jugend in den Weimarer Jahren kennzeichneten; zum einen die Ausläufer der Jugendbewegung, die sich nun zwar in unzählige „Stämme“, „Bünde“ und „Meuten“ differenzierte, aber doch in gewissen Kernelementen weiterhin Gemeinsamkeiten aufwies: Wandern, Natur, Großstadtkritik, Autonomie, Kameradschaftsprinzip. Dabei war die national orientierte Jugendbewegung die bei weitem mitgliederstärkste Richtung, organisiert in zahlreichen großen und kleinen Gruppen, unterschieden oft nur durch die Ausrichtung auf verschiedene Anführer oder Idole, aber doch geeint in der Orientierung an Volk, Nation und Deutschtum, wobei der Bogen von den Pfadfindern und politisch neutralen Bünden bis hin zu aggressiven völkischen Jugendbünden reichte.



Die Politisierung war das zweite wichtige Merkmal der Jugend in den Weimarer Jahren. Zum einen fungierten viele der national orientierten Bünde als Jugendabteilung einer der nationalen Parteien oder Verbände, so der Jungstahlhelm, die Jugendabteilungen des Jungdeutschen Ordens oder der Jungnationaler Bund der DNVP, später dann insbesondere die Hitlerjugend. Dass überhaupt Parteien nun eigene Jugendverbände besaßen, war bereits Ausdruck der wachsenden Bedeutung des Jugendmythos in der politischen Arena. Kennzeichen dieser Verbände waren Ausleseprinzip, militärische Ordnung und Orientierung auf einen Anführer, dem „Gefolgschaft“ geleistet wurde. Zugleich verknüpften sich bei vielen Jugendgruppen die romantischen Elemente der Vorkriegsjahre und die soldatischen Ideale des Frontkämpfermythos mit dem Empfinden, dass die politischen Fragen der Gegenwart nicht von den „Alten“, sondern nur von der Jugend zu lösen seien, die nicht eigenen Interessen, sondern den Idealen der Gemeinschaft verpflichtet sei. Jugendliche Einigkeit stand hier gegen Pluralismus und öffentlichen Streit, militärische Organisation gegen Selbstbestimmung und Individualismus. „Wie Springflut ist's in mir,“ hieß es in einem typischen Bekenntnis der Zeit, „wenn ich den Gleichschritt der Jungenschaft fühle, wenn ich weiß: mit mir marschieren Hunderte, Tausende. Soldaten des gleichen Zieles: Deutsche Jungenschaft.“

Auch die Sozialdemokraten, das Zentrum und die liberalen Parteien versuchten, sich dem Jugendmythos zu öffnen und gründeten eigene Jugendverbände: Fahrten, Zeltlager und eine Mischung aus Pfadfinderwesen und militärähnlicher Erziehung auch hier, wenngleich mit erheblichen Abweichungen in der weltanschaulichen Ausrichtung.



Reichsbanner „Schwarz-Rot-Gold“,  
Jungbanner, Vortrupp Dresden  
1932.

Die „Falken“ und der „Jungbanner“ der Sozialdemokraten orientierten sich auf Republik und Sozialismus und waren eng in das sozialdemokratische Milieu eingebunden, während die verschiedenen katholischen Jugendverbände ihren Nachwuchs in kritischer Distanz zur Demokratie und zur modernen Umwelt erzogen.

Beide Richtungen waren bei den Jugendlichen durchaus erfolgreich, aber es war doch früh erkennbar, dass es vor allem die beiden radikalen Flügelparteien waren, die von der Jugendwelle profitierten. Kommunisten und Nationalsozialisten hatten nicht nur die jüngste Mitgliederschaft aller Parteien, für sie stimmten nach 1930 auch die meisten Jungwähler. Aus der Politisierung des Jugendmythos erwuchs die politische Radikalisierung der Jugend.

Jenseits von Bünden und Politisierung aber bildete sich das dritte Merkmal jugendlichen Lebens in diesen Jahren heraus: die Orientierung auf Freizeit und Konsum, auf Sport und Technik, auf großstädtisches Leben und Unterhaltung, auf Tanzmusik und Film. Das war zunächst ganz unpolitisch. Das Chaos der Kriegs- und Nachkriegsjahre hatte das Bedürfnis nach Unterhaltung, Zerstreuung, „Amüsemang“ noch stärker werden lassen und zugleich die disziplinären Fesseln von Elternhaus und Schule ein wenig gelockert. Aber damit war, wenn auch häufig ungewollt, zugleich eine politische Aussage verbunden, schon weil die nationalen Jugendverbände den Unterhaltungsbetrieb in den Städten ebenso wie die Tanzlust der Jugendlichen unentwegt kritisierten und mit ihren uniformierten Aufmärschen, Fahrten und Entsagungsritualen ja auch ein Gegenprogramm gegen jede Form des urbanen Hedonismus anboten. Gegen solche Tendenzen wurde für manchen Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus bürgerlichem Hause die Emphase für moderne Technik, für Autos, Sport und Tanzmusik und vor allem für Amerika geradezu zum politischen Programm, wie

es der Publizist Hans A. Joachim beschrieb: „Wir hielten uns an Amerika. Amerika war eine gute Idee; es war das Land der Zukunft. Es war in seinem Jahrhundert zu Hause [...] Lang genug war bei uns die glorreiche Disziplin der Technik nur in Form von Tank, Mine, Blaukreuz zum Vorschein gekommen und zwecks Vernichtung von Menschenleben. In Amerika stand sie im Dienst des Menschenlebens. Die Sympathie, die man für Lift, Funkturm, Jazz äußerte, war demonstrativ. Sie war ein Bekenntnis. Sie war eine Art, das Schwert zur Pflugschar umzuschmieden.“ Solche expliziten Äußerungen waren selten, aber die dahinter stehende Begeisterung für das Moderne, das durch Amerika versinnbildlicht wurde, war durchaus verbreitet.



16

### *Kultur der Großstadt*

Ende der 1920er Jahre lebte nur noch ein Drittel aller Deutschen in Dörfern und Landgemeinden, aber mehr als ein Viertel in Großstädten von mehr als 100.000 und jeder Fünfte in jenen mit mehr als 500.000 Einwohnern. Städte mit mehr als einer halben Million Einwohnern hatte es 1910 sieben gegeben: Berlin, Hamburg, Köln, München, Leipzig, Dresden, Breslau. 1939 waren es elf, hinzugekommen waren Essen, Frankfurt, Düsseldorf und Dortmund. Durch Eingemeindungen war Berlin 1920 zu einer der größten Städte der Welt geworden – der Fläche nach zur zweitgrößten hinter Los Angeles, nach Einwohnern (4,3 Millionen) zur drittgrößten hinter London und New York – mehr als Hamburg, Köln, München und Leipzig zusammen. Gleichwohl nahm Berlin schon wegen des deutschen

Länderpartikularismus in Deutschland nicht die gleiche, allein herausragende Stellung ein wie London in Großbritannien oder Paris in Frankreich.

Aber Berlin stand wie schon um die Jahrhundertwende im Mittelpunkt aller Überlegungen, Empfindungen und Programme, die mit Großstadt und Großstadtleben verbunden waren. Das betraf schon die Physiognomie der Stadt mit den riesigen Fabriken der Großbetriebe wie Borsig oder Siemens; mit den Mietskasernen und Wohnquartieren für die Arbeiterschaft; mit dem unaufhörlich wachsenden Verkehr von Pkws und den neuen S- und U-Bahnen; mit den Palästen des Konsums, der Unterhaltung, des Sports; den Zentren von leichter Muse, Laster und Verbrechen.



Berlin Alexanderplatz,  
1931



Berlin, Siemensstadt  
17

Berlin als Bühne moderner Berufe und sozialer Gruppen wie Journalisten, Wissenschaftler, Intellektuelle, aber auch weiblicher Angestellter, überhaupt selbstständiger Frauen; als Stadt der Revolution und der Gegenrevolution, der avantgardistischen Künstler, Schriftsteller und Weltverbesserer.

Berlin, so die verbreitete Wahrnehmung, war eine Art von sozialem Großexperiment. Was anderswo verteilt auf lange Jahre sich entwickelte - hier geschehe alles auf einmal, so der Publizist Josef Rauscher 1930: „Berlin ist nichts anderes als der vorgeschobenste Posten, das modernst ausgestattete Versuchslokal zur Erprobung, ob und wie der deutsche Mensch der letzten zivilisatorischen Entwicklung innerlich gewachsen ist.“ War schon in Deutschland



die Entwicklung vom Agrar- zum Industriestaat besonders schnell vor sich gegangen, so hatte sich Berlin innerhalb einer Generation in eine der modernsten Städte der Welt verwandelt, in der die Kontraste so deutlich, die Widersprüche so offenbar waren, dass aus diesen Zusammenstößen unaufhörlich neue politische Bewegungen, wirtschaftliche Theorien, künstlerische Umbrüche, revolutionäre Pamphlete, technische Weltneuheiten und exaltierte Moden zu entstehen schienen.

Aber Berlin war nicht nur modern, es *wollte* auch modern sein, das Modernste schlechthin, schon um den tiefen Absturz von 1918 zu kompensieren. So war in Wirklichkeit der Autoverkehr in Berlin weit geringer als in den anderen Metropolen der Welt, wie sich die Individualmotorisierung in Deutschland insgesamt langsamer durchsetzte als in Frankreich, Großbritannien oder gar den USA. Aber „zur Weltstadt, das wußte man von Paris, London und vor allem den amerikanischen Städten wie New York, Chicago, Los Angeles,“ formulierte der Architekt Hans Stimmann, „gehörte nun mal Autoverkehr, möglichst in mehreren Ebenen, gehörten die weißhandschuhten Verkehrspolizisten oder moderner noch verkehrsampelgeregelten Kreuzungen“ – selbst wenn sie eigentlich gar nicht nötig waren. Dieses etwas parvenühaftere Bestreben, sich jedenfalls mit den Insignien der amerikanischen Großstadt zu schmücken, hatte Kurt Tucholsky 1926 bissig und treffend beschrieben: „Der Rummel kommt auch einem tiefen Drang des Neudeutschen entgegen, sich so zu fühlen, wie er sich die Amerikaner vorstellt. Er kann leicht darauf verzichten, ein Kerl zu sein – aber in einer Stadt zu wohnen, die eine ‚Sitti‘ hat und einen ‚Brodweh‘, det hebt Ihnen.“

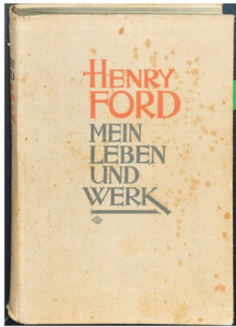


Berlin, ca. 1929

18

Berlin stand für die „Amerikanisierung“ – einer der Trendbegriffe der zwanziger Jahre in Deutschland. Er stand für den Sieg der Technik und für

industriewirtschaftliche Dynamik, symbolisiert von Henry Ford, dessen Buch „Mein Leben und mein Werk“ in Deutschland in diesen Jahren mehr als 200.000-mal verkauft wurde.



Es stand für neuartigen Massenkonsum, für Nützlichkeitsdenken und Traditionslosigkeit, für neue Geschlechterrollen, eine erfolgreiche, am Massengeschmack orientierte Unterhaltungsindustrie und flache soziale Hierarchien. „Amerikanismus“ wurde als Chiffre für die kulturelle Moderne gebraucht und damit wurde alles beschrieben, was als unerhört und neu empfunden wurde: „Wenn der Sohn Jazzmusik hört und das Latinum nicht besteht, die Frau einen Bubikopf trägt und erotische Ansprüche stellt, der Chef neue Produktionsmethoden einführt und das Arbeitstempo verschärft – all dies kann als Amerikanismus bewertet werden“, so hat es der Literaturwissenschaftler Bollenbeck treffend formuliert.

Im Mittelpunkt stand dabei die amerikanische Unterhaltungsindustrie. Die Popularität des Stummfilmstars Charlie Chaplin in Deutschland war außerordentlich, sein Besuch in Berlin 1931 führte zu einem Massenauflauf, wie man ihn bis dahin bei Schauspielern nie gesehen hatte.



Das Kino wurde nun zum wichtigsten modernen Freizeitvergnügen. Die Zahl der Kinobesucher vervielfachte sich, und mit Einführung des Tonfilms Ende der 1920er Jahre noch weiter. Auch die Produktionen der deutschen Filmstudios, vor allem der Ufa, gewannen ein Massenpublikum und produzierten „Stars“ wie Heinz Rühmann, Heinrich George, Hans Albers, Lil Dagover, Adele Sandrock oder Luis Trenker.



21

Die neue Unterhaltungsmusik, das „Tanzfieber“, hatte die Massen ergriffen. Modetänze wie Foxtrott und Charleston fanden begeisterte Anhänger, Jazzbands sprossen aus dem Boden, 1925 sollen es in Deutschland mehr als 30.000 gewesen sein: „Tanzmusiker und Orchester verbrannten schämig ihre alten Noten, besorgten sich rote Fräcke, färbten sich die Gesichter schwarz, zogen gelbe Strümpfe und blaue Schuhe an, kauften sich Kindertrompeten, Kuhglocken, Gitarren und Zündplätzchenpistolen und ließen sich frohgemut und heiter als Original-Yazz- oder Shimmy-band zu Hunderten engagieren.



Paul Godwin mit seinen Jazz Symphonikern, Berlin 1929

22

Treulichst wurde die Devise befolgt: Keine Destille ohne Yazz-band! Und das Publikum kam zu Tausenden“, schrieb ein Musikkritiker schon 1922 leicht amüsiert. Berlin etablierte sich als Vergnügungsmetropole. Neben den Tanzlokalen gehörten die Revuetheater mit den bald überall bekannten Revuegirls zu den Hauptattraktionen und fanden allein in Berlin in den zwanziger Jahren mehr als 10.000 Zuschauer – täglich. Zur gleichen Zeit begann der Siegeszug der Schallplatten und damit des populären Schlagers, meist gefühlgiger Schnulzen, aber auch frecher Gassenhauer wie jener der „Comedian Harmonists“, die bald zur berühmtesten Gesangsgruppe Deutschlands aufstiegen. Im Jahre 1929 wurden in Deutschland etwa 30 Millionen Schallplatten verkauft. Solche Produkte der Massenkultur – der amerikanische Begriff der „popular culture“ trifft es besser - waren zudem in der Regel nicht mehr regional begrenzt, sondern fanden ein nationales Publikum, das sich durch die Verbreitung des Radios seit den späten zwanziger Jahren vervielfachte – von 10.000 im Jahre 1924 auf 4,3 Millionen im Januar 1933.

Die Faszination, die von diesen Wunderwerken der neuen Massenkultur ausging, ist kaum zu bemessen, denn sie besaßen in diesen Jahren ja noch die Aura des Neuen, des Unerhörten und Phantastischen. Dass man nun an jedem Ort des Landes zur gleichen Zeit die gleiche Stimme, das gleiche Musikstück im Radio hören konnte, dass auf der Leinwand leibhaftige Menschen zu singen, zu sprechen und sich zu bewegen schienen, all dies muss den Zeitgenossen wie ein Wunder vorgekommen sein. Zwar gab es von Beginn an auch ebenso viel Kritik an Kino, Schlager und Massenvergnügen, aber gegen die von ihnen ausgelöste Zustimmung, ja den Enthusiasmus kamen kulturpessimistische Mahner nicht an:

„Dann sahen wir uns einen Lustfilm mit Pat und Patachon an und lachten uns das Herz frei“, hieß es in einem Bericht einer jungen Textilarbeiterin für ihre Gewerkschaft. „Mag sagen wer da will, daß das Kino Kitsch ist, Sorgenbrecher ist es jedenfalls, und ich lache ja so gerne.“

Dies alles aber wurde in den Schatten gestellt von der Anziehungskraft des Sports – der selbst betriebenen, spielerischen Körperertüchtigung ebenso wie der großen Massenergebnisse und Zuschauermagneten.



Sechstagerennen Berlin, 1930



Der Kicker, 1931

1930 gab es in Deutschland bereits etwa 6,5 Millionen Mitglieder in Sportvereinen, darunter fast eine Million Frauen. Fußball, Radfahren und Schwimmen standen im Mittelpunkt. Allein der Deutsche Fußballbund zählte 1929 etwa 7000 Vereine und mehr als eine Million Mitglieder. Die Fußballspiele um die Deutsche Meisterschaft zogen Zehntausende von Zuschauern und seit den späten zwanziger Jahren Hunderttausende von Hörern der Radioreportagen an, ebenso wie die großen Sechstagerennen und in zunehmendem Maße die Profiboxkämpfe, vor allem seit der Schwergewichtler Max Schmeling seine ersten Erfolge erzielte und zu einem Idol der Zeit wurde.

Damit verbunden war ein neuer Körperkult: Der junge, sportlich gestählte Körper wurde zum Ideal der Zeit – und zwar bei Männern wie bei Frauen, wie Stefan Zweig enthusiastisch notierte: „Gerade im Schwimmbad konnte man die Verwandlung deutlich gewahren; während in meinen Jugendjahren ein wirklich wohlgewachsener Mann auffiel inmitten der Dickhäuse, Schmerbäuche und eingefallenen Brüste, wetteiferten jetzt miteinander turnerisch gelenkige, von

Sonne gebräunte, von Sport gestraffte Gestalten... Die Frauen warfen die Korsetts weg, die ihnen die Brüste eingengt, sie verzichteten auf Sonnenschirme und Schleier, weil sie Luft und Sonne nicht mehr scheuten, sie kürzten die Röcke, um besser beim Tennis die Beine regen zu können, und zeigten keine Scham mehr, die wohlgewachsenen sichtbar werden zu lassen.“



Bundesarchiv, Bild 102-09047  
Foto: o. Ang. / Mbi 1930

Am Wannsee 1931

Diese allmähliche Erweiterung und Durchsetzung einer modernen Massenkultur im ganzen Land stand in partiellem Widerspruch zu den tradierten Regionalkulturen, wie sie etwa im ostelbischen Preußen, im Rheinland oder in Bayern insbesondere im ländlichen Bereich besonders ausgeprägt waren,



25

aber auch zu den damit zum Teil verbundenen „sozialmoralischen Milieus“, wie sie für den Katholizismus und die sozialistische Arbeiterbewegung besonders kennzeichnend waren.



Blaskapelle Bad Wiessee, 1931



Fronleichnamsprozession Löffingen, 1930er Jahre

Diese enge Einbindung in ein Netz aus Organisationen, das durch politisch-weltanschauliche Grundüberzeugungen und gemeinschaftsstiftende Alltagsrituale fest geknüpft war, hatte den Einzelnen nicht nur materielle Hilfe und festen Halt in einer offenbar aus den Fugen geratenen Welt geboten, sondern auch eine einleuchtende Erklärung der stattfindenden Umwälzungen. Dabei waren Solidarität, Gemeinschaftsgefühl und soziale Wärme, welche in den Sozialmilieus entstanden, aber zugleich verbunden mit Kontrolle, Enge und einer Übermacht an Tradition.



Leipzig 1926

Das führte insbesondere bei der jungen Generation in den zwanziger Jahren zu Kritik und Erosionserscheinungen, zumal die verlockenden Angebote der modernen Massenkultur hier nun Alternativen boten. Gleichwohl expandierte

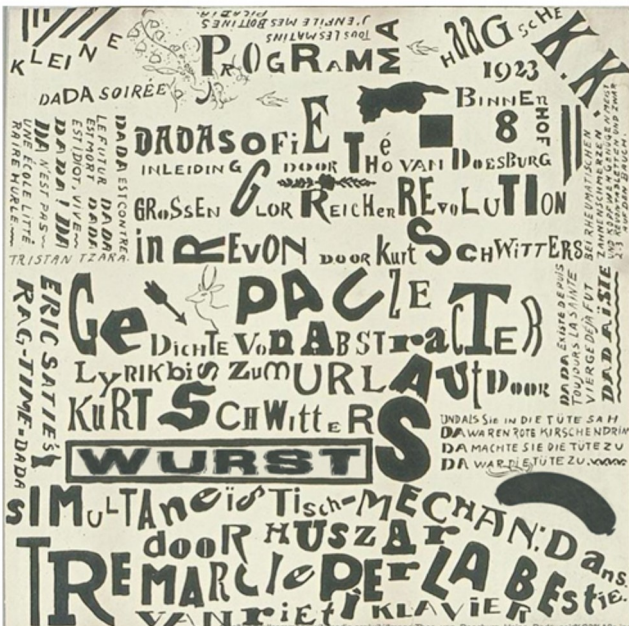


etwa das sozialdemokratische Milieu in den Weimarer Jahren stark, zumal Arbeiterbewegung ebenso wie Katholizismus gegen die allgemeinen, meist nationalistisch dominierten Verbände etwa im Sport eigene Vereinsstrukturen aufbauten, die sich als sehr erfolgreich erwiesen. Diese Einbindung in die engen Bezüge des Milieus wurde nach dem Krieg vor allem als Schutz gegen mannigfache Krisen und Unsicherheiten benötigt, erst recht, als sich das staatliche Sozialsystem bei Belastung als zu wenig zuverlässig erwies. Fielen solche sozialen – und auch die politischen – Bedrückungen aber einmal weg, war der Trend zur milieuübergreifenden modernen Massenkultur auch bei Arbeiterjugendlichen und jungen Katholiken offensichtlich und auf längere Sicht kaum mehr aufzuhalten.

Das Neue und Unerhörte beschränkte sich aber nicht auf die Massenkultur. Die künstlerische Avantgarde hatte bereits in den Vorkriegsjahren die Herausforderungen der Moderne durch eine vielfach verschlungene Verbindung neuer, revolutionärer Kunstformen mit einer schroffen Kritik an der neuen städtischen und industriellen Welt beantwortet. Der Widerspruch zwischen dem genialischen Individuum und den Zumutungen der Massengesellschaft hatte sich im Expressionismus niedergeschlagen und gegen technischen Fortschritt und ökonomisches Denken den Primat von Natur, Jugend und Kunst hervorgehoben. Nach dem verheerenden Krieg wurde das schwieriger. Wie auch im politischen Feld wurden in der Kunst nun in kurzer Zeit ausprobiert, bejubelt, verrissen und durch andere ersetzt – ein stetes Suchen nach neuen, angemessenen Antworten auf immer neue Herausforderungen der Gegenwart, welche ja nicht weniger rasch und hektisch aufeinander folgten.

Die Versuche der Verbindung von Revolution und Kunst sind hier zu nennen, etwa im Umfeld der Münchener Räterepublik, und auch manche expressionistisch gesonnenen Dichter dichteten nun auf den Umsturz hin. Verschmitzter und auf ihre Weise radikaler waren die Dadaisten, die schon seit den Kriegsjahren auf die Katastrophen der Gegenwart mit Spott und zynischem Gelächter reagierten und nach den Massenschlachten des Krieges das Postulat der Sinnlosigkeit von Kunst und Form aufstellten. Ihre erste, von George Grosz und den Brüdern Heartfield und Herzfelde herausgegebene Zeitschrift trug den schönen Namen „Jedermann sein eigener Fußball“. Sie forderten die unverzügliche Regelung des Geschlechtsverkehrs durch Einführung eines zentralen Dada-Sexbüros, traten in militärischen Uniformen, mit grotesken Masken und auf Eisernen Kreuzen reitend auf und veranstalteten Happenings,

etwa den Wettlauf zwischen einer Schreibmaschine und einer Nähmaschine. Zielpunkte ihrer sarkastischen Satiren waren vor allem die Denk- und Lebensweisen von national denkendem Bildungsbürgertum und konservativer Gesellschaft, und darin waren sie sehr erfolgreich. Sie ließen sich aber auch auf die Sphären des Alltags ein und öffneten die Kunst für die Anschauung des Banalen, vor allem in den Fotomontagen Heartfields.



In einer solchen ebenso unvoreingenommenen wie kritischen Wahrnehmung der Stadt, der Technik, der Massenkultur lag auch die Bedeutung der „Neuen Sachlichkeit“, einer Kunstrichtung, die in kühler Ablehnung des pathetischen hohen Tons des Expressionismus eine einfache, schlichte Sicht auf die Wirklichkeit verfocht.



Die exakte Beschreibung der Tatsachen, die Akzeptanz der Technik, die Ideologiekritik waren gemeinsame Grundlagen, wengleich sich daraus ein

einheitlicher Kunststil nicht entwickelte, wenn man an so unterschiedliche Schriftsteller wie Egon Erwin Kisch, Erik Reger, Hans Fallada, Kurt Tucholsky, Alfred Döblin und Siegfried Kracauer denkt, die unter diesem Rubrum versammelt wurden. Ihnen gemeinsam war weniger ein künstlerisches Programm als ein Habitus der pragmatischen Nüchternheit und die Akzeptanz der Moderne, so wie sie war und wie man sie kritisieren und genießen konnte – allesamt in deutlichem Gegensatz zur Agitationskunst der Linken und zum Heimatstil der Rechten, wie sie sich zur gleichen Zeit breitzumachen begannen. „Sachlichkeit“ wurde aber auch zur Parole der jungen Neuen Rechten, die gegen das nationalistische Pathos der Kriegervereine oder Honoratiorenparteien den kalten Blick auf Volk, Rasse und Nation propagierten und etwa den Antisemitismus nicht zur Sache des Gefühls, sondern der Vernunft erklärten.

Gerade ein Blick auf die Hochkultur zeigt, wie eng die Jahrzehnte vor und nach dem Ersten Weltkrieg zusammengehören - als „Klassische Moderne“. Die Vielzahl der grundstürzenden Veränderungen und Katastrophen von den 1890er bis in die frühen 1930er Jahre in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft bildete ja gerade das Terrain, auf dem die vielfältigen Versuche, Experimente, Auseinandersetzungen in der Kunst und im geistigen Leben um immer neue Entwürfe und Vorschläge entstanden. Das setzte ein enormes, in der jüngeren Vergangenheit einzigartiges Potential an Kreativität und kultureller Gestaltungskraft frei, wobei in kurzer Zeit das gesamte Repertoire an künstlerischen Optionen durchgespielt wurde, die in Auseinandersetzung mit der Neuen Zeit möglich schienen.

Die Kultur der Moderne hatte sich in Deutschland nun etabliert – wenngleich vorwiegend in den Städten und nach einem verlorenen Krieg, nach Revolution, Bürgerkrieg und Inflation und in einer zerrissenen Gesellschaft, die um Orientierung und Perspektive rang. So wurde sie von vielen nicht als Antwort auf die Probleme der Zeit verstanden, sondern als das Problem selbst. Entsprechend rabiat waren die ablehnenden Reaktionen, die sich im Laufe der zwanziger Jahre steigerten.

### *Kritik und Gegenentwürfe*

Denn Berlin war nicht Deutschland. Die künstlerische Avantgarde drang kaum über die Hauptstadt hinaus. Die experimentellen Stummfilme wurden nur hier gezeigt. Der Funktionalismus des „Neuen Bauens“ schlug sich in der Statistik der

Neubauten im Reich kaum sichtbar nieder. „Die Provinz, wo sie am dicksten ist“, schrieb Kurt Tucholsky 1920, „lebt von der Abneigung gegen Berlin und von seiner heimlichen Bewunderung[...] Da regiert der Bürger in seiner übelsten Gestalt. Da regiert der Offizier alten Stils. Da regiert der Beamte des alten Regimes. Und wie regieren sie! Keine Erkenntnis hat sich da Bahn gebrochen. Kein Luftzug einer neuen Zeit weht da herein. Da ist noch alles beim alten.“



Bundesarchiv, Bild 102-18323  
Foto: o. Ang. | 1. September 1929

Kundgebung für das Volksbegehren am 1. September 1929 am Hermannsdenkmal. In der Mitte Alfred Hugenberg

31

Auch das traf jedoch nur zur Hälfte zu. Zwar erweisen sich die „goldenen zwanziger Jahre“ bei näherem Hinsehen als eine Chimäre, als eine Berliner Erfindung. Aber sie dienten doch auch als Vexierspiegel des Neuen, als Projektion der Wünsche und Befürchtungen, welche Veränderungen die neue Zeit dereinst auch für die Bewohner der Provinz mit sich bringen würde: Zweimal im Monat kam jetzt das rollende Kino ins Dorf. In den Lokalzeitungen fanden sich nun auch vermehrt Berichte über die nationalen Sportereignisse. Bei Hochzeiten wurde nun auf dem Grammophon des Lehrers zur allgemeinen Erheiterung Operettenmusik gespielt. Und natürlich zeugten auch die neuen Traktoren und Radioapparate, die mechanischen Erntehilfen und Telefongeräte und nicht zuletzt die neuen Behandlungsmethoden im nahegelegenen Kreiskrankenhaus auch auf dem Lande von den durchgreifenden Wandlungen des Alltagslebens.

Aber vieles veränderte sich hier eben auch nicht oder viel langsamer: der landwirtschaftliche Jahresrhythmus, die regionalen Bräuche, die Abgeschiedenheit der ländlichen Regionen, die überragende Bedeutung von Frömmigkeit und Kirche, die sozialen Hierarchien im Dorf und in der Familie.



Katholikentag Breslau 1926

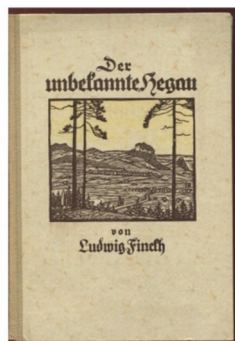
32

Hier erlebten die meisten Menschen beides: die feste Verankerung im Überkommenen in der eigenen Lebenswelt ebenso wie die Erscheinungsformen des Wandels vorwiegend in der Fremde, von denen nur einzelne Elemente und Botschaften in das eigene Leben drangen. Und nur in dem Maße, wie die eigene soziale und wirtschaftliche Lage als einigermaßen stabil angesehen wurde, war man in der Lage, sich auf die neue Zeit einzulassen.

Wo das nicht der Fall war, wirkte sie verunsichernd, bedrohlich und womöglich als Ursache für die Schwierigkeiten, in denen man steckte – symbolisiert durch Berlin als Mythos der Moderne: In einem Pamphlet polemisierte der schwäbische Schriftsteller Ludwig Finckh, gegen den „Geist von Berlin“, der alles in sich trage, was man fürchtete und verachtete: Industrie, Politik, Öffentlichkeit, moderne Kultur. Mit Berlin konnte es auch keine sichere Zukunft geben: „Das neue Reich muß eine neue Hauptstadt haben... Irgendwo im Herzen von Deutschland, in einem Wald, auf einer Heide.“



Ludwig Finckh



„Der Geist des deutschen Volkes“, schrieb der einflussreiche völkische Autor Wilhelm Stapel, „erhebt sich gegen den Geist von Berlin. Die Forderung des Tages lautet: Aufstand der Landschaft gegen Berlin.“



Wilhelm Stapel



34

Die Massenkultur der Großstadt, so die Bestsellerautoren der radikalen Kulturkritik dieser Jahre wie Stapel, Spengler, Jung und Moeller van den Bruck, sei zugespitzter Ausdruck dieses Werteverlustes, der im Kern die Entfremdung eines Volkes von seinen kulturellen Wurzeln beinhaltet. „Kino, Expressionismus, Theosophie, Boxkämpfe, Niggertänze, Poker und Rennwetten“, so Oswald Spengler, zeugten von der „Unfruchtbarkeit des zivilisierten Menschen“. An die Stelle echter Kultur seien Vermarktung und seelenlose Zerstreuung getreten, an die Stelle echter Künstler die Intellektuellen und Journalisten. Nicht mehr an den großen Beispielen der deutschen Kultur orientiere man sich, so Spengler weiter, sondern an Amerika. Echte Kultur aber besitze Amerika gar nicht, die von dort herschwappenden Moden seien nichts weiter als das „zivilisatorische Ausleben kindischer Eitelkeit“, und die „Weltherrschaft Amerikas“ beweise nur „die seelische Selbstaufgabe alter Kulturvölker“.



Oswald Spengler



Das bezog sich auf Kino und Schlager ebenso wie auf Frauenwahlrecht, Gewerkschaften und Geburtenregelung, auf moderne Kunst, Massensport, Pazifismus oder Jazzbands. Vor allem die neuen Tanzformen waren die Zielscheibe der Kulturkritiker: „Die Übernahme kultischer Negertänze“, jener „von Amerika kommenden, barbarischem Blute entstammenden Tanzformen“, belege bereits, so Edgar Jung, dass „von kulturellem Hochstande eines Landes nicht mehr gesprochen werden“ könne, „auch wenn einst auf dessen Boden gotische Dome entstanden sind“.



Edgar Jung



Schnell verbreitete sich die Befürchtung, durch die „Negerbands“ ebenso wie durch dunkelhäutige Tänzerinnen wie die in den zwanziger Jahren berühmte Josephine Baker werde der kulturelle Niedergang durch „Rassenmischung“ eingeleitet.

Daneben trat die Angst vor der Zersetzung der Geschlechterordnung durch den propagierten neuen Frauentyp, so etwa bei dem Publizisten Fritz von Haniel: „Die Emanzipierung der Frau, die Abhärtung und bewusste Trainierung des Körpers durch den Sport, die ewige Profanierung des weiblichen Körpers durch exzentrische Tänze, Revuen und Reklameschauen, überhaupt der ganze unglückselige ‚girl-cult‘ haben die Frauen zu einer Art Fleisch gewordenem Schmuckstück erniedrigt.“ Der amerikanische Feminismus, so die verbreitete Ansicht der Konservativen ebenso wie der Katholiken, sei nichts anderes als die „Umkehrung des göttlichen Schöpferwillens“: „Nicht die verselbstständigte, unfrauenhafte, innerlich verkitschte Amerikanerin, sondern die deutsche Mutter, wie sie uns Schiller im ‚Lied von der Glocke‘ zeichnet, ist das gottgewollte biblische Bild der Frau, vor der man auch Ehrfurcht haben kann.“

Trotz der nationalistischen Grundhaltung dieser Parolen war die traditionalistische Fundamentalkritik an der Kultur der Moderne keineswegs auf Deutschland beschränkt. Sie gehörte vielmehr zum Allgemeingut konservativer

und national gesinnter Intellektueller in Europa in diesem Jahrzehnt. Dass der Fortschritt „eine Phase in einem fortschreitenden und nicht umkehrbaren Prozess“ der Selbstzerstörung sei, konnte man auch bei Johan Huizinga lesen; dass der „Moloch Großstadt“ als Sinnbild von Entfremdung, Hedonismus, Materialismus und Dekadenz, als „Nährboden der Apathie und des Deliriums“ wahrgenommen wurde, auch bei T.S. Eliot; die Kritik an Liberalismus und Individualisierung ebenso wie an Amerika und dem Amerikanismus auch bei José Ortega y Gasset.

Spezifisch für Deutschland (und Österreich) war hingegen die Verbindung der Modernekritik mit den demütigenden Erfahrungen der Niederlage des Ersten Weltkriegs, welche als Sieg der Prinzipien des Westens über die gegenläufigen Ideale der Deutschen interpretiert wurde. Dadurch erhielt die Kulturkritik hier ihre scharfe nationalistische Aufladung, wurden die Erscheinungsformen der Moderne als Varianten der Fremdherrschaft verstanden. So war der Hauptstrom der Modernekritik mit der grundsätzlichen Absage an Republik und Demokratie sowie dem Bestreben nach Revanche für die Niederlage von 1918 verbunden und entfaltete daraus seine politische Dynamik und Zerstörungskraft.

Nicht notwendig bedeutete dies aber auch eine Absage an Technik, Industrie und Wissenschaft. Schon bei den wilhelminischen Vorgängern der konservativen Revolutionäre ließen sich ja die Kritik an Urbanität und Massenkultur mit der begeisterten Akzeptanz der Segnungen der industriellen Moderne problemlos verknüpfen – von den neuen Behandlungsmethoden der Mediziner bis zur kaiserlichen Kriegsflotte. In den 1920er Jahren aber bildete sich in der Ablehnung der kulturellen Moderne sukzessive ein alternatives Ordnungsmodell heraus, das mit dem Begriff „reaktionärer Modernismus“ noch etwas ungenau bezeichnet ist: Die Akzeptanz von technischem Fortschritt und industrieller Gesellschaft, die sich auf der Rechten vor allem in der jüngeren Generation durchzusetzen begann, konnte nämlich ebenso problemlos mit der Ablehnung von Liberalität, Republik und amerikanistischer Kultur verbunden werden wie mit der Propagierung von Diktatur und den Ideen von Volk und Rasse.



Hitler über  
Deutschland“:  
Wahlkampfreise mit  
dem Flugzeug, 1931



Die radikale Linke hingegen interpretierte die Widersprüche und Wandlungsdynamiken der Industriegesellschaft als Ausdruck des ewigen Klassenkampfes, der jetzt aktuell zwischen Bourgeoisie und Proletariat geführt werde und offensichtlich in seine entscheidende Phase trete. Die KPD, die seit den späten 1920er Jahren mehr und mehr zur Partei der jungen Arbeitslosen, orientierte sich in ihrer radikalen Ablehnung der Republik am Vorbild der bolschewistischen Sowjetunion. In ihrer Wahrnehmung war der Unterschied zwischen einer sozialdemokratischen und einer völkisch-nationalen Regierung zu vernachlässigen. Allesamt galten sie ihnen als Varianten bürgerlicher Herrschaft, die möglichst umgehend durch die Erhebung der Massen und die Errichtung einer Diktatur nach sowjetischem Vorbild.

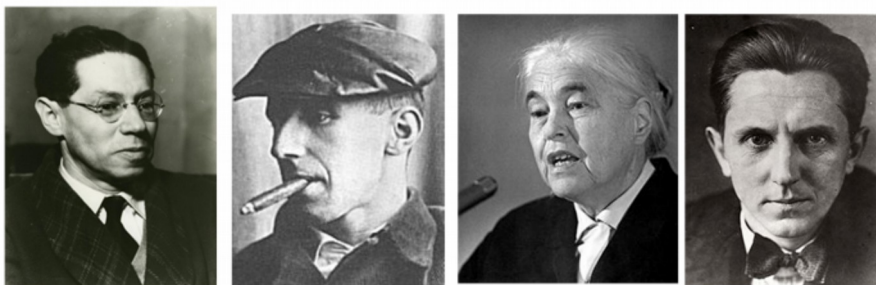
Der „Seelenkitsch der Massenkultur“, so der kommunistische Kulturaktivist Alfred Kurella, sei die „kulturelle Hauptgefahr“ für die Arbeiterklasse. Die Überschwemmung mit dieser „volksfeindlichen Unkultur“ müsse kompromisslos bekämpft werden. Gegen die amerikanische Entartung müsse das Proletariat das Ideal von „Kollektiv und Gemeinschaft“ der Arbeiterkultur hochhalten. Zugleich

sollten mit Laienspiel und Massenchor sollten die guten Elemente bürgerlicher Kulturtradition aufrecht erhalten und die zerstörerische Kraft der „Schundfilme und Schundromane“ gebrochen werden.



Alfred Kurella

Demgegenüber erwies sich die Zuversicht vieler linker Intellektueller, die KPD gehöre eigentlich zum demokratischen Lager und sei in der Verfolgung ihrer Ziele nur konsequenter als die in vielerlei Kompromissen und Koalitionen sich aufzehrende SPD, als Fehleinschätzung. Dabei sah sich die künstlerische Avantgarde, die mit den Kommunisten sympathisierte, ja zunehmend selbst den Angriffen der proletarischen Kulturaktivisten ausgesetzt, die vor allem seit Ende der 20er Jahre in Übernahme der Positionen der Stalinisten in der Sowjetunion die Avantgarde als volksferne Elitenkultur missachteten.



Lion Feuchtwanger

Bert Brecht

Anna Seghers

Erwin Piscator

In den Sympathien für den Kommunismus drückte sich bei vielen Intellektuellen aber auch die Ablehnung der als entfremdet, kalt, ungerecht, flach und kommerzialisiert angesehenen Alltagswelt der Massengesellschaft und des Amerikanismus aus. Darüber hinaus teilten sie mit den rechten Intellektuellen die

Abneigung gegenüber Parlament und Parteienstaat, gegenüber mühsamen Kompromissen und Interessenausgleich.

Dabei kam in der Haltung der Unbedingtheit, der Tendenz zur großen Geste das irritierte Unbehagen an der Kompliziertheit der modernen Gesellschaft ebenso zum Ausdruck wie die Verachtung von Mehrheitsprinzip und Massengesellschaft.